

Simone Buchholz

ROMAN

**Un
sterb
lich
sind
nur
die
ande
ren**

suhrkamp taschenbuch 5368

Vor fünf Wochen haben sich Tarik, Flavio und Mo auf den Weg nach Island gemacht. Seit zwei Wochen haben Iva und Malin nichts mehr von ihnen gehört. Die beiden Frauen folgen ihren Freunden, checken auf der MS Rjúkandi ein, einer Nordatlantikfähre, die Dänemark mit Island verbindet, und gehen fest davon aus, bald wieder zu Hause zu sein. Aber schon in den ersten Tagen an Bord fallen ihnen merkwürdige Dinge auf: Die Crew ist überirdisch gutaussehend, der Kapitän scheint bei aller Erhabenheit und Coolness stets einen Sack voll Schuld mit sich herumzuschleppen, und was zur Hölle ist eigentlich mit der Barfrau los?

Simone Buchholz, geboren 1972 in Hanau, zog 1996 nach St. Pauli, wegen des Wetters. Sie wurde auf der Henri-Nannen-Schule zur Journalistin ausgebildet und schreibt seit 2008 Romane. Für ihre Chastity-Riley-Reihe wurde sie vielfach ausgezeichnet, unter anderem zwei Mal mit dem Deutschen Krimipreis. Fürs Magazin der *Süddeutschen Zeitung* schreibt sie alle vier Wochen die Kolumne »Getränkemarkt«, in der es um viel mehr geht als einfach nur um Getränke, nämlich – wie immer bei Simone Buchholz – um alles.

Zuletzt erschienen: *Mexikoring* (st 5024), *Hotel Cartagena* (st 5154) und *River Clyde* (st 5237)

Simone Buchholz
**Unsterblich
sind nur
die anderen**

Roman

Suhrkamp

Gefördert durch ein Hamburger Zukunftsstipendium
der Behörde für Kultur und Medien
in Kooperation mit der Hamburgischen Kulturstiftung.

Erste Auflage 2023

suhrkamp taschenbuch 5368

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Designbüro Lübbecke, Naumann, Thoben, Köln
Umschlagfotos: Gerald von Foris (Himmel und Meer),

Daniel Harwardt/Getty Images (Schiff)

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47368-9

www.suhrkamp.de

**Unsterblich sind nur
die anderen**

*für meine Mutter Romy,
hier hast du deinen historischen Roman*

*und für Nonno Stefano,
den großen Abenteuerreisenden,
Captain of our hearts*

*Zum Beispiel wenn wir fahren in die Nacht hinein
Deine Hand liegt in meiner Hand ganz sanft
Und beim nächsten Gang liegt sie immer noch da
Spätestens dann wird mir klar
Wenn du leise die Lieder summt, die wir beide lieben
Ich habe nichts erreicht außer dir
Ich habe nichts erreicht außer dir
Ich habe nichts erreicht außer dir
Bitte bleib bei mir, denn das Beste an mir sind wir*

Bernd Begemann, Ich habe nichts erreicht außer dir

Also bin ich viel spazieren gegangen. Wochen, Monate, fast ein ganzes Jahr lang. Zuvor hatte ich tagelang einfach nur die Luft angehalten, so wie ich es immer mache, wenn mir alles zu viel wird. Ich halte die Luft an, wenn ich zu lang am Schreibtisch sitze, ich halte die Luft an, wenn ich mir weh getan habe, oder dir. Ich halte die Luft an, wenn etwas schiefgeht, wenn irgendwo da draußen jemand weint, wenn jemand stirbt, dann besonders lang.

Ich halte die Luft an, in dem kindlichen Glauben, dass nichts Schlimmes passiert, wenn ich nur nicht atme.

Mein Trick hat natürlich keine Auswirkungen aufs Weltgeschehen, aber er hat Auswirkungen auf mich, denn wenn ich nicht atme, wird meine linke Seite hart. Es beginnt knapp unterhalb des Scheitels, gleich über der Schläfe, und es endet kurz vor der Sohle, links vom Spann. Wenn die linke Seite so hart ist, dass ich es endlich mal merke, gehe ich spazieren. Lockerungsübungen in den Straßen.

Eines Tages bog ich unten am Hafen links ab, vielleicht weil ich halt diese Schlagseite habe, vielleicht lief ich aber auch einfach nur einem anderen Spaziergänger hinterher, und dann bog ich nochmal links ab und nochmal, und es wurde dunkel, und es wurde hell, bald kamen der Sommer, der Herbst und der Winter, es war ein langer Winter mit kaltem Regen und Blitzeis, aber eines Morgens zeigte sich das ganze Licht, der Frühling fiel über die Stadt her, da lief ich gerade durch den Tunnel unterm Fluss, und auf der Südseite angekommen, am Ende der endlos langen Treppe zurück

nach oben, bog ich ein letztes Mal links ab, und so stand ich vor diesem Laden.

Er klebte klein und quadratisch über einem alten Fährkanal. Unter der blau-weißen Markise, auf zwei Metern Beton direkt am Wasser, stand eine eiserne Bank. Im Schaufenster hingen ein paar nautische Instrumente aus Messing und ein gutes Dutzend Buddelschiffe. Mit dicker, weißer Farbe hatte jemand »täglicher Bedarf« auf die Scheibe geschrieben.

Ich setzte mich auf die harte Bank, meine linke Seite fühlte sich ganz okay an. Meine Füße baumelten über dem Kanal. Ich war erschöpft, aber ich atmete gleichmäßig. Die Tür des Ladens ging auf, eine zarte Glocke bimmelte.

»Guten Tag.«

Vor mir stand eine Frau in Jeans und hellgrauem T-Shirt, ihre dicken schwarzen Locken waren mit silbernen Fäden durchzogen und zu einem festen Knoten gebunden, an den Füßen trug sie Clogs aus hellem Holz und braunem Leder. Sie war ungefähr in meinem Alter, vielleicht ein paar Jahre jünger als ich, vielleicht hatte sie aber auch einfach nur Glück mit ihrem Gesicht. Um ihre Augen lagen die Geschichten ihres Lebens, die schönen und die weniger schönen.

»Guten Tag«, sagte ich.

Sie sah mich an und lächelte.

»Darf ich hier kurz sitzen?«, fragte ich. »Vor Ihrem Laden? Ich bin so weit gelaufen.«

»Natürlich«, sagte sie und schaute für einen Moment aufs Wasser. Dann sah sie wieder mich an. »Möchten Sie Kaffee? Ich habe eben eine Kanne auf den Herd gestellt.«

»Ehrlich gesagt hätte ich lieber ein Glas Wasser.«

»Aber zum Kaffee, oder?«, fragte sie.

Der Kanal plätscherte friedlich vor sich hin, die Sonne ließ ihn glitzern.

»Ach, warum nicht«, sagte ich.

Die Frau verschwand durch die Ladentür, dabei summt sie irgendein Lied, die Glocke klingelte ihr hinterher, und wenige Minuten später war sie wieder da und setzte sich zu mir, das Tablett mit zwei Tassen Kaffee und zwei Gläsern Wasser stellte sie zwischen uns auf die Bank.

»Danke«, sagte ich.

»Bitte«, sagte sie.

Ich kippte Milch in meinen Kaffee. Und Zucker.

»Und Sie verkaufen also Buddelschiffe.«

Seit ich klein war und mit meinem Großvater viel in nautischen Zusammenhängen unterwegs, wollte ich so ein Ding haben, eine Flasche, in der ein Segelschiff wohnt, ich hatte aber über all die Jahre nie die Gelegenheit gehabt, eine zu kaufen, beziehungsweise: Irgendwas war wohl immer wichtiger gewesen.

»Ja«, sagte sie, »Buddelschiffe für den täglichen Bedarf«, und nahm einen Schluck von ihrem Kaffee, sie trank ihn schwarz.

»Buddelschiffe sind täglicher Bedarf?«

»Für manche Leute schon.«

»Interessant«, sagte ich, »und davon können Sie leben?«

»Nein«, sagte sie, »ist nur ein Hobby. Eigentlich bin ich Professorin.«

Sie sah mir in die Augen.

»Prof. Dr. Schneider, Lehrstuhl für Buddelschiffologie an der Uni Kiel.«

»Die Uni Kiel hat einen Lehrstuhl für Buddelschiffologie? Sowas gibt's?«

»Na ja«, sagte sie, »das hab ich jetzt nur so gesagt.«

»Ach so.«

»Ja, ach so.«

Wir tranken Kaffee, und ich dachte kurz darüber nach, was für eine Idiotin ich doch bin. Professor Schneider zündete sich eine Zigarette an.

»Sie können ruhig reingehen und sich die Schiffe mal ansehen.«

»Das würde ich wirklich gern«, sagte ich, »danke.«

Sie drehte den Kopf zur Tür.

»Na dann, viel Vergnügen, und passen Sie auf sich auf.«

Ich wusste nicht genau, wie sie das meinte, aber ich stellte meine Tasse zurück aufs Tablett und ging rein. Professor Schneider blieb draußen auf ihrer Bank.

Die Schiffe standen dicht gedrängt in den Regalen, sie hingen von den Decken und stapelten sich auf Tischen. Dreimaster, Viermaster, Jollen und Fischerboote, Dschunken und Piratenschiffe, Raddampfer und Ozeanriesen. Das Licht schimmerte sepiafarben in all dem Glas und den alten Materialien. Der Raum war nicht groß, er roch nach Holz, nach Leim und nach Salzwasser. Alles schien in Bewegung zu sein. Am hinteren Fenster, das nicht viel größer war als ein Bullauge, stand eine bauchige Flasche. Das Schiff darin wirkte merkwürdig aus der Sammlung gefallen. Es hatte nichts Historisches oder so, es sah eher aus wie ein zeitgenössisches Kreuzfahrtdings, wenn auch viel weniger luxuriös, und insgesamt vielleicht ein bisschen kleiner.

Ich passte auf mich auf, so wie sie es gesagt hatte, aber ich nahm die Flasche in die Hand, und ich verlor mich dort an Deck und in dem, was hinter den kleinen Fenstern lag, auf der Brücke, in den Kabinen, in einer Art Bar. Das Schiff war weiß, hatte einen flachen, doch langen, fast übers halbe Oberdeck gezogenen Schornstein, der Schornstein war dunkelblau, die Reling schimmerte in mattem Gold.

Ich hatte gar nicht mitbekommen, dass ich wieder rausgelaufen war, mit dem Buddelschiff in der Hand, und so fand ich mich bei Professor Schneider auf der Bank.

»Das haben Sie sich ausgesucht? Echt jetzt?«

Ich verstand nicht so recht.

Sie zündete sich eine neue Zigarette an.

»Möchten Sie auch eine?«

»Danke«, sagte ich, »ich hab aufgehört.«

Wir sahen uns in die Augen.

»Jetzt machen Sie es schon auf«, sagte sie.

»Aufmachen?«

»Na klar, deshalb sind Sie doch hier, oder?«

»Keine Ahnung, warum ich hier bin«, sagte ich.

»Meine Schiffe sind für den täglichen Bedarf«, sagte sie, »es ist Tag, und Sie haben offenbar Bedarf. Also machen Sie's auf, verdammt.«

Ich legte das Buddelschiff auf meinen Schoß und hielt – was sonst – die Luft an.

»Aber nicht gleich die ganze Flasche auf einmal, ja?«

»Okay«, sagte ich, dann zog ich den Korken.

Lichtinstallationen

Sie waren so gut wie allein auf der Straße nach Norden, in der Ferne glühten die Rücklichter des einzigen anderen Autos. Gleich hinter der dänischen Grenze war links und rechts der Autobahn Nebel über die Landschaft gekrochen, inzwischen deckte er alles zu, die Welt dahinter war wie verschluckt.

Das Wetter legte sich um Ivas Gedanken, sie steckte sich noch einen Keks in den Mund.

Malin saß neben ihr, hielt das Lenkrad mit beiden Händen fest und bewegte den Kopf zur Musik. Zu Ivas Füßen stand die Tasche mit dem Proviant. Chips, Nüsse, Kekse, Obst, Schokolade, Gummizeug, Bier und Wein für später.

Freitagabend, Mitte November.

»Da«, sagte Malin, »Aalborg.«

Für ein paar Sekunden war im Nebel ein Schild aufgetaucht, jetzt war es schon wieder verschwunden.

»Dreiviertelstunde noch.«

Iva sah ihre Freundin an, und eine warme Welle flutete ihren Bauch. Malin liebte es, die Zeit einzuteilen, statt sie einfach nur laufen zu lassen. Vielleicht weil es ihr das Gefühl gab, diejenige zu sein, die entscheidet. Sie sang eine halbe Songzeile aus dem Radio mit, während sie freundlich, aber bestimmt auf die weiße Wand aus Nebel zufuhr.

»Hier«, sagte Iva und hielt Malin die Kekspackung unter die Nase. »Nimm noch einen.«

Die blaue Leuchtreklame des Hotels war exakt genauso hoch wie der zweistöckige Bau, dem sie aus dem Kopf wuchs. Das

Teil schüttete kaltes Licht über den Strand und über die erste Reihe der Wellen. Der Nebel hatte sich verzogen, die Luft war klar und knisterte auf den Lippen.

»*Desperate Rooms*.« Iva zog an ihrer Zigarette und tippte mit dem Mittelfinger an Malins Stirn. »Ernsthaft?«

»Die anderen Hotels hier in dem Kaff hatten alle so schlimme Bewertungen«, sagte Malin. »Und das war das Einzige, zu dem niemand *irgendwas* geschrieben hatte.« Sie zog nochmal an ihrer Zigarette, trat sie aus und nahm ihren Rucksack in die Hand. »Außerdem stand da einfach nur *Hotel*. Das fand ich gut.«

»Da steht *Hotel Desperate Rooms*«, sagte Iva.

»Na ja, das haben die da halt so hingeschrieben«, sagte Malin. »Aber komm, es sieht doch echt okay aus, oder?«

Iva fand, dass es sogar mehr als okay aussah. Ein hellgrau-es, pragmatisches und nicht zu großes Quadrat mit zweimal vier weißgerahmten Fenstern, vier im Erdgeschoss, vier im oberen Stockwerk. Warmes, gelbes Leuchten an der Rezeption gleich hinter der Glastür. Dann noch die eisige Schrift auf dem Dach und der Sternenhimmel.

Überall lag Seegras herum, und der Wind spielte ein bisschen damit, als hätte er es höchstpersönlich von den Dünen herübergeweht. Iva spürte den Sand unter den Stiefeln und ließ ihre Zigarette fallen.

Der Mann an der Rezeption war der Typ argentinischer Pilot, hart geschnittenes Gesicht, bisschen angeknackste Nase, dichtes, dunkles Haar, er hatte es mit glänzendem Zeug aus der Stirn gestrichen. Seine braunen Augen waren enorm wach, sie zerschnitten die Luft, gleichzeitig schien in seinen Wimpern eine große Traurigkeit hängenzubleiben und ihm

die Lider schwer zu machen. Das war ein Blick der Kategorie 1A, der immer ins Schwarze traf, in jedes Herz, das er vor sich hatte, ob es offen war oder verschlossen. Er kriegte sie alle mit seinem Blick, das war offensichtlich.

Iva und Malin zahlten im Voraus, der Typ gab ihnen die Schlüssel zu ihrem Zimmer, dann gingen sie an der kleinen Bar vorbei, sein Blick in Ivas Nacken baute Druck auf, aber das Gefühl ließ auch schnell wieder nach.

Die Bar wirkte behelfsmäßig. Als wäre sie gerade erst gebaut worden. Am Tresen saß eine Frau mittleren Alters, ihr Gesicht war nicht unbedingt schön, aber doch anziehend, sie trank Flaschenbier und sah ihnen hinterher. Sie trug Jeans, goldene Stiefeletten, ein weißes Hemd und einen Trenchcoat. Ihr schulterlanges Haar hatte die Farbe von Kastanien. Sie wirkte, als wäre sie die Chefin von allem.

Das Zimmer lag im ersten Stock, mit Blick aufs Meer. Iva saß am Fenster, draußen waren die Dünen und das blaue Licht, die schwarze Nordsee griff nach dem Himmel. Malin lag auf dem Bett und krümmte sich ein bisschen.

»Ich hab Eisprung.«

»Ich auch«, sagt Iva und stellte ihr Wasserglas aufs Fensterbrett. »Rutsch rüber.«

Malin rutschte, Iva legte sich hinter sie auf die frei gewordene Hälfte des Betts und legte die Arme um ihre Freundin, die Naturwissenschaftlerin, die allein war auf der Welt, ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Kinder. Auf den ersten Blick so zerbrechlich, in Wahrheit aber kraftvoll und stabil. Malins glatte, weizenblonde Haare flossen übers Kissen und ein paar Strähnen auch in Ivas Gesicht. Iva, die ihre dunklen, störrischen Locken seit Ewigkeiten zu einem festen Knoten band,

der eigentlich unlösbar war, fand es faszinierend, wie offen Malin ihre Haare mit sich herumtrug, ohne dass sie Probleme machten.

»Arschlöcher«, sagte Malin, »verdammte Arslöcher.«

Iva war gedanklich noch bei Malins Haaren und wusste nicht so recht.

»Was?«

»Na, die.«

»Wer die?«

»Na, weil die sich einfach so verpisst haben.«

»Ach die.«

»Am Ende hängen sie kiffend an irgendeinem Fjord rum. Und Tarik hat mich vergessen.«

»Das ist Quatsch, Malin, das weißt du.«

»Weiß nicht.«

»Das haben wir auch schon tausendmal besprochen, dass das ganz bestimmt nicht so ist.«

Malin stöhnte.

»Und wenn du mir jetzt nochmal damit kommst«, sagte Iva, »pack ich meine Klamotten und nehm den nächsten Zug nach Hause.«

»Mach das nicht.«

»Natürlich mach ich das nicht.«

Sie strich ihrer Freundin über die Haare. Klar, dass sie lieber wütend war auf Tarik, als sich Sorgen um ihn zu machen. Aber dass er sich abgesetzt haben könnte, war Bullshit. Iva kannte Tarik nicht halb so gut, wie Malin ihn kannte, doch er war keiner, der sich verpisste. Er war nicht der Typ, der die Dinge mal eben so hinschmiss. Er hatte über Jahre gekämpft und geackert, um da hinzukommen, wo er war, er war stolz auf seinen festen Job bei dieser Zeitung. Er war inzwischen

stellvertretender Irgendwas, er bezahlte die Miete für die Wohnung seiner Eltern, und nebenbei kümmerte er sich um seinen Bruder, der Probleme hatte, in der Welt klarzukommen. Wie oft er von dem schon angerufen worden war, mitten in der Nacht, wenn sie in Malins Küche saßen oder in einer Kneipe, und wie er dann tatsächlich jedes Mal gesagt hat: Sorry, ich muss los. Iva war da manchmal fast ein bisschen beleidigt gewesen, weil sie sich versetzt gefühlt hatte, obwohl es ja überhaupt nicht um sie gegangen war.

Tarik ließ niemanden hängen, und schon gar nicht Malin. Sie waren wie Geschwister und gleichzeitig ein Liebespaar – wenn es eben gerade mal passte, manchmal passte es monatelang.

Sie kannten sich aus der Schule, aus der Zehnten oder so, auf jeden Fall ewig.

In Malins Küche hing ein Foto von ihr und Tarik, es zeigte sie im Garten von Malins Eltern, ein paar Jahre vor dem beschissenen Verkehrsunfall, Malin und Tarik mit Pfirsichhaut, Teenager halt, fast noch Kinder. Malins Vater im Hintergrund am Grill, die Mutter das Foto von der Seite mit einer Grimasse bombend, aufgeblasene Wangen und Kulleraugen.

»Das passt echt überhaupt nicht zu ihm«, sagte Iva, »dass er sich nicht mehr meldet. Es muss irgendwas passiert sein, der *kann* sich nicht melden.«

Da fiel es ihr auf.

Sie schluckte.

»Aber tot ist er nicht, Malin.«

»Ich weiß, dass er nicht tot ist«, sagte Malin und setzte sich auf. »Wir sind zwei in eins. Wenn er tot wäre, Alter, das wüsste ich aber.«

Die blonden Haare fielen ihr über die Schultern. Iva hatte

Lust auf eine Zigarette, aber keine Lust, sich ans Fenster in die kalte Luft zu stellen. Sie atmete tief ein und wieder aus.

»Dann würdest du es auch spüren, wenn ich tot wäre?«

»Hallo«, sagte Malin, »meine Welt würde zerbröseln, wenn du tot wärst.«

»*Come on*«, sagte Iva.

»Ich hab nur dich. Dich und Tarik.«

Iva zog Malin wieder zu sich auf die Matratze und nahm sie fest in den Arm.

»Wir finden ihn.«

Vielleicht hielt sie ihre körperlich so zarte Freundin jetzt etwas zu fest, aber das passierte ihr mit ihrer Tochter auch hin und wieder, und es tat nicht wirklich weh, man konnte das schon aushalten, sie war eher einfach nur sehr da in diesen Momenten. Und so schliefen sie ein, ohne das Bier oder den Wein auch nur angerührt zu haben.

Im Bad brannte noch Licht.

Gegen Mitternacht standen der Mann von der Rezeption und die Kastanienhaarfrau am Wasser. Sie schauten aufs Meer, der Mond erhellte den Himmel, die Leuchtreklame auf dem Dach war ausgeschaltet, alle Lichter des Hotels waren erloschen, auch die in den Zimmern.

Es war ja eh nur das eine belegt, wie immer.

Die Frau hielt die linke Hand des Mannes, der rechte Arm hing irgendwie leblos an ihm herunter.